



Feierabend



Das Bild der schönen fremden Frau.

Von Ralph Urban.

(Schluß)

Siebttausend Meilen ist der Wanderer von Europa entfernt. Einige hundert Meilen liegen Johannesburg und Pretoria, die großen süd-afrikanischen Zentren der Zivisation, hinter ihm. Und einige Meilen hinter ihm liegen die letzten Zeichen der Zivisation: leere Konservbüchsen am Wagrande. Buschfeldwildnis, von violetten Bergen umrandet, empfängt ihn.

Er müßte ein kenntnisreicher Botaniker sein, um all die Kakteen, Agaven, Bäume und Blumen, die er sieht, beim Namen zu nennen. Er staunt bloß über die Pflanzenpracht, die sich ihm offenbart. Da erhebt sich irgendwo eine stolze übermannshohe Pflanze in splendid isolative. Ihrem ovalen, flaschenähnlichen, stacheligen Stamm entsprechen statt einer Raumkrone sechs oder sieben ausladende, riesige Blätter, zwischen denen rosarote Blüten leuchten. Da der Wanderer kein kenntnisreicher Botaniker ist, ist er versucht, das Pflanzenwunder als Kreuzung zwischen Kaktus und Palme zu bezeichnen.

Aber er muß kein kenntnisreicher Zoologe sein, um zu erkennen, daß die Vögel, die umher-schwirren, Paradiesvögel sind. Ihre wunder-voll bemalten Schwanzfedern sind vier bis zehn-mal länger als ihre Körperchen. Und der Wan-derer kommt sich vor wie in einem Paradiese, in dem es den Raubtieren verboten, den Herrn der Schöpfung, den Menschen, zu attackieren. (Sie dürfen sich bloß von ihreseleichen ernähren.)

Je weiter der Wanderer kommt, umso ein-samer wird die Gegend. Aber ist es dort wirklich einsam, wo man den Pulsschlag der Kreatur direkt donnern hört. Warum befällt uns das Gefühl der Einsamkeit, wenn wir keine Men-schen um uns haben . . . ?

Und hat denn nicht das Leben der Wildnis Ähnlichkeit mit der Zivisation. Da wie dort wüten hinter schönen Farben, prächtig auf-gemachter Dekoration, Vergewaltigung, Raub und Unterdrückung der Schwachen. Europa ist weit — und doch nah die Wildnis Europa.

Ein großer Vogel zieht hoch oben in der Luft seine Bahn. Ein Raubvogel, ein Aasgeier? . . . Der Vogel schwebt tiefer und tiefer. Und da jauchzt der Wanderer auf. Er erkennt ihn, den alten europäischen Bekannten, den Klapper-

storch. Ein Gruß aus Europa. Wo mag der Storch wohl in Europa zu Hause sein. Nistet er auf dem Dache des lettischen Bauern Dsolivā, des deutschen Kornhuber oder des tschechischen Popšpil? . . .

Und da bemerkt der Wanderer die vielen Gefährten des Storches. Sie stelzen über den Weg, lassen den Wanderer auf einige Meter

Professorenweisheit.

Die meisten römischen Kaiser fielen durch Selbstmord oder durch fremde Hand. Dagegen erlebte Diokletian die große Genugtuung, eines natürlichen Todes zu sterben.

Wäre Cäsar nicht über den Rubikon ge-gangen, so läßt sich gar nicht absehen, wohin er noch gekommen wäre.

Wir haben es hier mit einer Heldin, und zwar in diesem Falle mit einer weiblichen Hel-din zu tun.

Die venezianische Verfassung ist eine ge-mischte Aristokratie, aus der es schwer ist, wie-der herauszukommen.

Die Kälte wächst gegen den Norden um zehn Grad, zuletzt hört sie ganz auf.

Gestern habe ich einen Aufsatz gelesen, durch den ich belehrt wurde, daß die Hosen, die wir tragen, aus dem Jahre 1800 stammen.

Die Kojoten sind eine Pferdebetation.

Patroklos nahm sich ein pauc jersbliche Lanzen, da ihm die unsterblichen des Achilles zu schwer waren.

Die Symbole der Götter hängten sie in Hainen ebenso auf, als ob sie die Götter selbst hätten.

Ah, wollen Sie doch lieber auf meine Worte und nicht auf andere Dummheiten achten.

herankommen, um dann ohne Hast und Ueber-stürzung gemächlich zur Seite zu fliehen, als wohlgezogene Tiere dem Wanderer den Weg freizugeben. Sie fühlen sich sicher im Swazi-land, aber nicht in Transvaal. Sie meiden Transvaal, weil sie von den Buren nicht ihres vorzüglichen Charakters, sondern einzig allein ihres Fleisches wegen geschätzt werden. Storchfleisch „Spuhglaan“fleisch soll vorzüglich schmecken, behaupten die Buren, und veranstal-ten Jagden auf Störche. Daher kommt es, daß manches europäische Bauernhaus vergebens auf seine alten Hirsbewohner wartet, der den Weg zum Strauchmagen eines reichen Südafrikaners nehmen mußte. Die Schwarzen weisen mit Abscheu die Zumutung von sich, am Storch-fleisch als Nahrungsmittel Gefallen finden zu können.

Von den Swazis ungestört, warten die Störche, bis der europäische Winter zu Ende geht. „Wo es mir gut geht, dort ist mein Vater-land,“ sagen diese Weltbürger und suchen im Swaziland ihre Kaltblütler. Störche bevorzugen sumpfiges Gebiet.

Drei Tage zog der Wanderer durch trocke-nes, wasserarmes Land. Seine Sehnsucht gilt dem Fluß, dem Nebenfluß des Krokodilrivers, an dessen jenseitigem Ufer die Handelsstation als nächstes Ziel winkt.

Die Störche künden an, daß der Fluß nahe ist. Und da sieht der Wanderer noch weitere Zeichen seiner Nähe — in der Sonne gebleichte, lahlgelagte Tiergerippe. Und als der Wanderer vom Wee ab, aufs Feld geht, um neugierig die Tierleiste zu beaugenscheinigen, versinkt sein Fuß in weichem Boden. Die Skelette wären was für einen Zoologen. In Abständen von vielen Metern liegen die Knochen vom Buschfeldvieh Antilopen, Roiböcken und von Raubklauen, Banibarn, Jaguaren. Dazwischen die Knochenüberreste von — Fischen.

Der Fluß war über seine Ufer getreten und hatte die tieferliegende Landschaft über-schwemmt. Landtiere fanden ihren Tod in den Fluten, oder von den Krokodilen, die die Fluten begleiteten.

Und als die sengende afrikanische Sonne das Ueberflutungsgebiet austrocknete, war es zum stinkenden Kadaver geworden. Dann waren die Hygieniker der Wildnis, Aasgeier,

Syänen, Schafale, und berichteten an den Kadavern die Arbeit des Reinigens, des Abnagens so gründlich, daß kein Fetzen Fleisch mehr die Luft verpestete. Wie lachend gleißt das Tiergerippe in der strahlenden Sonne.

Zwei Stunden muß der Wanderer noch durchs Ueberschwemmungsgebiet gehen, bis er an dem breiten, schwellenden Nebenfluß des Krokodilrivers kommt. Am jenseitigen steilen, hohen Ufer winken die Paraden und das Wohnhaus der Handelsstation, zu der eine Fähre hinüberfährt.

Das Leben — eine Reise.

Das Leben gleicht einer Reise. Einer längeren, kürzeren, durch schöne Gegenden, durch mißliche Gegenden, gerade Strecke oder Rundreise, Erster, Zweiter oder „Lehter Klasse“. Die letzte Klasse ist heutzutage die Dritte. Früher gab es noch eine Vierte für den vierten Stand, das Proletariat, das nun in den Fahrpreis zur Dritten hinaufgestiegen ist.

So fährt man von Station zu Station. Mit Aufenthalt, ohne Aufenthalt. Bummelzüge, Eilzüge, D., F.D., FFD-Züge. Bei Reisen in geschlossenen Massen tritt Preisermäßigung ein.

Ein ewiges Ein- und Aussteigen. Manchmal unterbricht man auch die Fahrt. Nicht immer freiwillig. Oder man bleibt eine Zeitlang — und aus Bequemlichkeit schließlich für Lebenszeit — auf einer Station stehen. Auch hat der Zug oft, kurz vor dem gestellten Ziel, seine Einsahrt.

Zu manchem Zuge kommen wir zu spät. „Weil unsre Uhr falsch ging!“ sagen wir dann. Wie oft versäumen wir unterwegs den Anschluß! Und sind in den meisten Fällen ganz allein schuld daran. Doch geben wir das nicht gern zu.

Das Warten auf den zugigen Bahnsteigen des Lebens erzeugt Verdriechlichkeit und nicht selten einen tüchtigen Schnupfen dazu.

Zusammenstöße und andre Unglücksfälle gibt's viele. Die wenigsten enden mit einer Lebensrente.

Niemand sollte sich antersangen, in eine „höhere“ Klasse einsteigen zu wollen als die, auf die seine Fahrkarte lautet — man nimmt ihm das sehr übel, nämlich das Publikum und auch die Verwaltung.

Als die schönste Strecke erscheint uns immer die, die wir nicht gefahren sind.

Nicht jeder findet sich in seinem Kurzbuch zurecht und kommt deshalb, anstatt die kürzere Strecke zu benutzen, erst auf einem großen, Zeit und Geduld raubenden Umwege an seinen Bestimmungsort. Oder man reist mit einer verkehrten Fahrkarte los und muß, wenn man dabei erwischt wird, den um soundsoviel erhöhten Preis oder gar Strafe zahlen. Reklamationen wegen zu viel gezahlten Geldes sind äußerst langwierig, verursachen viel Aerger und Schreierei; auch behält die Bahnverwaltung schließlich ja doch recht, dein Geld natürlich dazu.

Untermwegs erst merken wir, besonders bei dem lästigen Aussteigen, daß wir viel zu viel unnützes Gepäck mitgeschleppt, dagegen das Nötigste vergessen haben.

Die entzündenden Reisebekanntschäften existieren meist nur in der Phantasie. Und wenn sie schon wirklich sind, so dauern sie nur in Ausnahmefällen über die jeweilige Trennungstation hinaus. Unter ganz besonderen Glücks-

umständen mag es mal zu einer diskreten Zwischenstation kommen. Das nennt man dann ein hübsches Intermezzo.

Jeder fährt, ob er's glaubt oder nicht, doch nur seine ihm höheren Orts zudistierte Strecke. Die längste braucht nicht zugleich auch die wertvollste und unterhaltsamste zu sein. Alle münden zuletzt, wie die Speichen eines Rades, in den gleichen Drehpunkt, in die eine unwiderstehlich endgültige Schlußstation. Je länger die Fahrt, desto bößiger wird einem davon der Schädel. Die Unmanneren, die Rücksichtslosigkeiten der Mitreisenden fallen einem mehr und

mehr auf die Nerven, wie auch das ruckweise Stoßen unter uns.

Hin und wieder guckt man doch mal bald links und bald rechts zu den Abteilfenstern raus — die auch immer gerade da offen stehen, wo sie geschlossen sein sollten —, beginnt, sich zu langweilen, gähnt ein paarmal und droffelt zuletzt ein . . .

Und erst am Ziele der Reise bemerkt man zu seinem nicht gelinden Schrecken, daß man bei der Ausfahrt versäumt hat, eine Rückfahrkarte zu lösen.

Karl Schneider-de Witt.

Tabakpflanzler.

Von Sigmond Moricz.

Obwohl es noch recht früh am Tag war, erfüllte bereits dichter Rauch die Notariatskanzlei.

Drei Pfeifen heizten den Raum. Der Herr Notar zog durch den dünnen, langen Pfeifenstiel, den er in einem Mundwinkel festhielt, dicke Rauchwolken aus seiner bäuchigen Meerschampfeife empor; aus dem zweiten Mundwinkel blies er dann den Rauch wie aus einem Blasebalg aus. Vor dem beleibten Herrn lagen die Schriftstücke bunt durcheinander.

Dem Notar gegenüber saß der Bürgermeister, ein hagerer, kränklicher Bauer, mit dem Hut auf dem Kopfe. Er behielt die Kopfbedeckung zur Wahrung seines Ansehens als Bürgermeister des Dorfes. Laut schmähend sog er an dem kurzen, zerbißenen Pfeifenstiel, wobei ihm beide Wangen zwischen den Zähnen einsfielen; gleichmütig starrte er auf den rauchgeschwärzten Kupferdeckel seiner Pfeife.

Auch der Hilfsnotar war untwesend. Er stahl seiner Schemmiger Tonpfeife untertänig hin und wieder ein bißchen Rauch und verbrauchte dennoch den meisten Tabak.

Da trat der Vizerichter ins Zimmer und rief:

„Josef Tokany ist hier.“

„Aha, der sich von seinem Weibe scheiden ließ,“ bemerkte der Notar. „Gut. Ich habe nämlich sowohl ihm wie auch seine geschiedene Frau hierher bestellt.“

Der Notar suchte den Akt hervor, breitete ihn vor sich aus, zwirbelte an seinem langen Schnurrbart, kratzte sich den Kopf und meinte:

„aßt man so etwas schon von einem Bauern je gehört? Geschieden werden! Was sind das für vornehme Sitten? . . . Haus und Hof mußte er verkaufen, um die Speisen ausbringen zu können. Freilich, jetzt ist er Haus und Weib losgeworden. Bahaha.“

Der Bürgermeister nahm die Pfeife aus dem Mund, spuckte weit aus und entgegnete:

„Tokany ist ja kein Bauer.“

„Was denn zum Teufel?“

„Ein Tabakpflanzler.“

„Und das ist kein Bauer?“

Der Bürgermeister strich sich mit dem Pfeifenstiel die beiden Schnurrbarthälften zurecht und zuckte die Achsel.

„Der ist bloß ein Tabakpflanzler,“ meinte er geringschäßig.

Ein stämmiger, hausbackiger Mann trat ein. Er nahm den Hut ab und grüßte höflich.

„Nun also, Josef Tokany, ich habe Sie rufen lassen, um Ihnen zu sagen, daß das Urteil in Ihrer Sache eingelangt ist. Der

hohe Gerichtshof hat Ihre Scheidung ausgesprochen.“

„Ich danke vielmals. Das Gericht hätte das auch schon längst tun können.“

„Nun, so leicht geht das nicht,“ gab der Notar zurück, „auch ist das Gericht ja sehr weit von hier. Ihre Frau, das heißt: Ihre gewesene Frau, wohnt ganz nahe und sie ist — trotzdem ich sie rufen ließ — nicht erschienen.“

„Sie ist doch hier.“

„Wo?“

„Draußen im Vortraum.“

„Dann soll sie doch hereinkommen!“

Josef Tokany ging hinaus und winkte seiner Frau.

„Erst! Komm' hinein!“

Eine schmutze junge Frau trat ein. Ueber ihrer Bluse hatte sie ein buntes, großgeblumtes Seidentuch geschlungen. Neugierig guckte das Gesicht der Frau aus dem Rahmen des gelben Kopftuches hervor.

„Nun, liebe Frau, Sie waren also das Weib dieses Mannes?“

„Jawohl!“

„So nehmen Sie denn zur Kenntnis, daß Sie von nun an nicht mehr Frau Tokany heißen, sondern wieder Ihren Mädchennamen annehmen müssen: Erst! Kanya. Haben Sie mich verstanden?“

„Jawohl, bitte.“

„Dann ist ja alles in Ordnung.“

„Bitte, Herr Notar, was habe ich zu zahlen?“ fragte der Mann.

Der Notar machte einige Züge aus seiner Pfeife und warf dann einen Blick auf die an der Wand hängende Gebührentabelle. Er beschloß, diesmal großzügig zu sein.

„Nichts, Josef. Für Trauungen und Scheidungen hebe ich keine Gebühren ein.“

„Ich danke vielmals.“

Damit wollte sich das junge Paar entfernen, aber der Notar fragte:

„Hört einmal, jetzt ist die Sache doch schon vorbei. Sagen Sie mir aber, junger Freund, wie kommt Ihr einander so feind werden, daß Ihr für die Scheidungsspesen sogar Euer Haus geopfert habet?“

Der Mann neigte lächelnd den Kopf und rutschte mit seinen Stiefeln verlegen hin und her.

„Ein bißchen Trost war das Ganze, gnädiger Herr. Die Frau warf mir ständig vor, daß wir nicht zueinander passen und dergleichen mehr . . .“

Da fiel ihm die Frau ins Wort:

„Natürlich! Er kam mir Tag für Tag betrunken heim und wenn ich ihm darum Vorwürfe machte, warf er mir immer vor,

daß er nicht mein Hab und Gut vertritt, denn er hatte ein Haus, als wir heirateten, ich aber besaß nicht mehr als meine Kleider, die ich am Leibe hatte. Darum konnte er tun und lassen, was er wollte."

"Also ja, gnädiger Herr Rotar," jetzt geht der Mann fort, "so ähnlich war es, nur hatte mein Weib eine gar lose Junge. . . Und da beschloß ich denn, mich von ihr scheiden zu lassen, und wenn selbst mein Haus dabei draufgehen sollte."

"Nun gut," meinte der Rotar, "jetzt ist es ja schon einerlei, denn wie ich sehe, zürnt Ihr einander auch schon nicht mehr."

Der Mann nickte und schielte lächelnd zur Frau hinüber. Diese aber antwortete: "Warum sollten wir einander böse sein. . . Derlei kommt in der Ehe bald vor."

"Aber jetzt seid Ihr schon nicht mehr miteinander verheiratet, nicht mehr Mann und Weib."

"Das stimmt."

"Wie behagt es Euch also, getrennt zu leben?"

"Bitte sehr, wir leben nicht getrennt," gab der Mann zur Antwort.

"Sondern?"

"Unter einem Dach."

"Wie? Ein Tisch, ein Bett?"

"Natürlich."

Dem Rotar fiel die Pfeife aus dem Mund und der Pfeifenstiel starre zwischen seinen Fingern wie ein Aufzeichen in die Luft.

"Ihr seid doch miteinander nicht mehr verheiratet! . . . Wozu war dann die ganze Ehescheidung nötig? Ihr habt Euch gefesselt scheiden lassen! Und nun lebt Ihr miteinander? Wenn Ihr da ein Kind bekämet, welchen Namen sollte es tragen?"

"So wird es eben auf beide Namen hören. Man ruft es auch schon jetzt nur Marei Kanya-Tolant."

"Was, Ihr habet auch ein Kind?"

"Zogar zwei."

"Na, was es im Leben alles gibt! . . . Tut es Euch um das verpraßte Haus nicht leid?"

"Warum denn? Ich habe ja meine Frau; wenn ich es schon ihretwegen verkauft habe, soll sie es auch wieder abarbeiten. . ."

Die beiden Augenpaare blickten einander verklebt an.

Dann verabschiedeten sich die beiden jungen Leute und entfernten sich sehr vergnügt.

Der Bürgermeister spuckte wieder weit aus und sagte mit einer geringschägigen Handbewegung:

"Tabakpflanzter."

Der Rotar aber erhob sich, trat ans Fenster und schaute kopfschüttelnd dem schönen jungen Paar nach, das fröhlich, elastischen Schrittes auf die Straße hinausstrat und Arm in Arm nach Hause ging.

(Autorisierte Uebersetzung aus dem Ungarischen von Maurus Rezel.)

drehen können, beißen sie den Spagat durch. Oder sie gehen mitsamt der Schlinge und dem Holz ab."

Langsam, vorsichtig, damit der Spagat nicht reiße, zog der Bauer das Tier aus dem Loche. Es widerstrebt mit allen Kräften und suchte in den Bau zu entkommen. Es half ihm nichts — nun war es draußen. Mit leisem, angstvollem Pfeifen strebte es dem Loche zu, versuchte, ein neues Loch zu graben. Die schwarzbraunen Augen funkelten in Todesangst.

"Ach — lassen Sie doch das Kerlchen laufen!" Der Bauer sah den Mann an und lachte über das kuriose Mitleid mit einem Griechschel.

Er nahm ein Stück Holz und schlug dem Ziesel mehrmals auf die Nase. Ein paar hellrote Blutstropfen siderten heraus. Das Tier spreizte die kleinen Beine von sich und starb.

In diesem Augenblick war eine große Stille in der Welt. Die Bäume regten kein Blatt. Das Gras stand starr. Kein Wind war und kein Vogel sang. Ein Tier starb, von Menschenhand erschlagen, ein Ziesel. Und eine kleine Tierleiche entschwebte durch den grüngoldenen Tag.

Sie flüsterte: "Du hast mich erschlagen. Alles erschlagst ihr in eurem Wahn, die Erde gehört nur euch. Wegen der paar Getreidekörner, von denen ich lebe. Du, Bauer, sagst, es seien zu viele und der Schaden sei groß. Viele! Was ist viel? Du siehst nur diese Körner, die ich dir wegnahm. Siehst du nicht die Verwüstung, die deinesgleichen treibt? Hast du noch nie davon gehört, daß man in Südamerika ganze Schiffsladungen Weizen in die Kesselfeuerungen warf, weil man nicht wußte, wohin mit dem Ueberfluß? Man weiß es nicht, und in anderen Ländern hungern die Kinder! Ihr vernichtet ganze Ernten. In den australischen Plantagen werden Gummibäume umgehacht, weil sonst der Gummi zu billig wird. In Brasilien schälet ihr alljährlich viele Millionen Saß Kaffee ins Meer. Das genügt noch nicht. Die Kaffeepflanzler haben jetzt ihrer Regierung vorgeschlagen, einige Millionen Kaffeebäume zu vernichten, um die Ernte zu verringern. Ihr vernichtet den Segen, den euch die Erde spendet. Ihr treibt Verwüstung und Millionen leiden Not. Uns aber erschlagst ihr, weil wir einige Lehren von eurem Ueberfluß nehmen."

Ihr nennt euch vernunftbegabte Wesen. Wollt ihr nicht eure Vernunft gebrauchen, um eure Menschenwelt so einzurichten, daß euch nicht zum Fluche wird, was die Erde euch spendet?"

Aber zu wem spreche ich? Ihr seid Menschen. Ihr erschlagt euch gegenseitig. Ihr bringt euch um, einer den andern, ein Volk das andere, mit tausendfältigen Martern. Und ich bitte für das Leben eines unschuldigen Tieres! Ihr schändet das Grab des Ermordeten und nennt keine Mörder Selben! Ihr seid keine Tiere — ihr seid Menschen!"

Die Seele schwieg. Ein Aehrenfeld erschauerte.

Der tote Ziesel lag auf dem Rücken. Man sah seinen rostfarbenen Bauch, die weiße Kehle. Die kleinen Beine, die so stink gewesen waren, hatte er im Sterben an den Leib gezogen. Die großen, weißen Nagelzähne lagen frei, als hätte eine furchtbare Erkenntnis dem Tiere die Lippen verzerrt. Zwischen den weißen Zähnen glänzte frisches Blut. . .

Ein Ziesel stirbt.

Von Manjred.

Der heiße Sommertag brannte über der hügeligen Landschaft. Ein Mann lag am Felde. Er rührte sich nicht. Da war eben dicht vor ihm ein Tier in der Erde verschwunden. Man hätte es für ein Biesel halten können, aber es war kräftiger, weniger schlant im Bau. Sein lockerer, graugelber Pelz glich der Ackererde.

Da war es wieder. Und noch eins, zwei, drei. Jetzt war der Beobachter seiner Sache sicher: es waren Ziesel, Verwandte des Murmeltiers, die aber nicht wie jenes im Hochgebirge leben, sondern die freie, offene Steppe und das waldlose, sonnige Hügeland besiedeln. Aus dem Osten Europas hat sich der Ziesel immer weiter nach dem Westen über Schlessien, Mähren und Böhmen, Steiermark, Kärnten und Krain ausgebreitet.

Das waren also alles Ziesellöcher, die dem Manne schon unterwegs aufgefallen waren. Wie in die Erde gestochen sehen sie aus. Es war ja auch das richtige Gelände hier, denn seinen reichlich metertiefen Bau legt der Ziesel mit Vorliebe unter trockenen, grasigen Weghöhlungen und Feldrainen. Im bebauten Feld selbst gräbt er sich nicht ein, hat es aber als Nahrungsgebiet gern in der Nähe, denn er nährt sich von zarten Wurzeln und Kräutern, Beeren, Sämereien und Getreidekörnern, von denen er, darin dem Hamster ähnlich, Vorräte für den Winter einträgt.

Spielend wie vergnügte braune Kobolde huschten die Tiere im Gelände herum, schnell wie auf kleinen Rädern. Bald setzte sich das eine, bald das andere aufrecht auf den kurz behaarten Stummelschwanz, um zu sichern. Das große, schwarzbraune Auge blickte klug und

wachsam nach der verdächtigen Richtung. Regungslos wie ein kleiner, brauner Holzpflock, sah das Tier im Grase; nicht ein Härchen rührte sich an ihm. Plötzlich aber verschwanden blitzschnell alle Tiere, buchstäblich von der Erde verschwunden, schneller als man sehen konnte.

Ein junger Bauer kam den Feldweg entlang. Von Zeit zu Zeit bückte er sich; als er näher kam, sah der Mann, daß er sich an Ziesellöchern zu schaffen machte: er legte Schlagen. Ein kurzes Holz steckte er neben dem Loche fest in die Erde; an dem Holz war eine Spagatschlinge befestigt, die er sorgsam in die Rundung des Schlupfloches legte.

"Die verdammten Erdhunde," sagte er. "Die Griechschel, gibts heuer massenhaft. Achte habe ich heute schon gefangen. Was die für Schaden im Getreide anrichten!"

Na, so schlimm schien es wohl nicht zu sein, man sah in den Feldern nicht viel davon — da und dort waren einige Halme abgebissen.

Der Mann hoffte, die geschweiten Tiere würden den Bauer mit seiner lauten Stimme reden hören und nicht wiederkommen. Aber sie kamen wieder. Da eins und dort eins. Sie spielten im Grase.

Plötzlich klatschte der Bauer derb in die Hände — weg wie der Blitz waren die Ziesel. Aber der Bauer sprang auf und lief auf eine Stelle zu: ein Ziesel hatte sich in der Schlinge gefangen. Dicht vor seinen Hinterbeinen hatte er sich fest um den Leib zusammengezogen; es gab kein Entrinnen.

"Nu," jagte der Bauer, "die reifen noch oft genug aus. Wenn sie sich im Loche noch um-

Auf der Perleninsel.

Der Ort, an dem die meisten oder die schönsten Perlen gefunden werden, die Insel Bahrein im Persischen Golf, macht beim ersten Anblick keineswegs den Eindruck, als ob hier das Land jener leuchtenden Schmuckstücke sei, die das Herz der Frau höher schlagen lassen. Das erste, was einem auffällt, ist ein furchtbarer Gestank, der von den faulenden Austern herrührt. Aber dieses Übel, auf dem alljährlich Perlen im Werte von etwa 38 Millionen Franken aus den Meeresstiefen herausgefördert und verkauft werden, hat nicht nur eine eigenartige Romantik, sondern auch seine wirtschaftliche Bedeutung. Die Perser sehen mit Neid, daß diese Insel jetzt unter britischer Verwaltung steht, denn in früheren Zeiten waren sie hier die Herrscher, konnten aber der Seeräuber nicht Herr werden, die die Inseln des Persischen Golfs ausplünderten. Da griff Großbritannien mit seinem „Schutz“ ein. Heute ist Bahrein eine der bevölkerlichsten Inseln, die es im Orient gibt. Mehr als 300 Seelen wohnen auf dem Quadratkilometer. Die Perlenindustrie gibt mehr als 20.000 Arbeitern ein wenn auch kärgliches Brot und unterhält eine Flotte von 1000 Schiffen. Seinen Ruhm, die besten Perlen der Welt zu liefern, verdankt dieses Gebiet seiner geographischen Seltsamkeit. Man hat gefunden, daß auf dem Boden des Persischen Golfes einige Quellen von Frischwasser entspringen, und mit diesen Quellen bringt man die ungewöhnliche Schönheit und den warmen Glanz der Bahreinerperlen in Verbindung. Dem Besucher fallen öfters die zusammengepreßten und mißgestalteten Raffen von Leuten auf, denen er begegnet. Diese Eigenart schreibt sich von den Kammern her, die sich der Taucher in die Nase klemmt, bevor er in die Tiefe hinabsteigt; er will dadurch die Atmung behindern und auf diese Weise sich länger unter Wasser halten. Man erzählt auch, daß den meisten Tauchern das Trommelfell durchstochen ist, wodurch sie instand gesetzt werden, in Tiefen hinabzugeben, die sonst kein Mensch ohne vollständige Taucherausrüstung erlangen kann. Es besteht ein heftiger Wettstreit zwischen diesen schlanken, braunen Gesellen, Rekordleistungen in der Länge der Zeit aufzustellen, die sie unter Wasser bleiben. Es gibt manche, die sich rühmen, daß sie es fünf Minuten in der Tiefe aushalten, aber gewöhnlich wird man beobachten, daß keiner länger als drei Minuten auf dem Meeresgrunde verweilt. Die Taucher haben nicht viel von den Schätzen, die sie ans Licht heben, denn sie werden schlecht bezahlt und sind meist so verschuldet, daß sie sich in der Gewalt ihrer Herren befinden. Ein solcher Paria war es, der eine der schönsten Perlen, die je gefunden worden sind, ans Licht hob; ihr Wert wurde auf 625.000 Franken geschätzt, und es war eine grausige Ironie des Schicksals, daß einer der Schiffer auf dem Boot, der einen Anteil an dem Gewinn zu erwarten hatte, vor Freude wahnsinnig wurde, denn er hatte sich niemals träumen lassen, daß so viel Geld auf ihn kommen könnte. Ein solcher Fund ist natürlich ein sehr seltener Glücksfall. Die Käufer, die bei der Rückkehr der Boote nach Bahrein die Ausbeute begutachten, sind sehr streng und weisen alle Perlen zurück, die nicht eine schöne Form und guten Glanz haben. Am höchsten werden die schwarzen Perlen bezahlt und unter diesen wieder die, die in einem grünen Schwarz leuchten; dann kommen die Perlen mit rötlicher oder rosigter Färbung und zuletzt die cremefarbenen. Die glanzlosen wei-

ßen und die „baroden“ Perlen, die einen Formfehler haben, werden verächtlich beiseite geworfen.

Wißt ihr schon?...

Schon die Völker des Altertums wußten ihre Sehfehler durch Benützung von Halbedelsteinen zu beheben. Zum Beispiel bediente sich Nero, der außerordentlich kurzsichtig war, eines Amethysten. Andere wiederum benutzten den Halbedelstein Bergkristall, durch den man besonders scharf sehen kann, da sich die Lichtstrahlen gut in ihm sammeln. Der Name Brille verdankt diesem alten Brauch seinen Ursprung.

Jeder Mensch ist am Abend etwas kleiner als am Morgen, weil die kleinen Knorpelscheiben im Rückgrat von dem aufrecht gehaltenen Körper zusammengedrückt werden. In der nächtlichen Ruhelage dehnen sie sich wieder aus. Aus diesem Grunde ist ein Mensch nach längerem Krankenlager auch etwas größer als vorher.

Milch ist das vollkommenste Nahrungsmittel, das die Natur uns liefert.

Das einhörnige Rhinoceros ist eins der seltensten und gefährlichsten Tiere der Welt. Man vermutet, daß nur noch zwei oder drei Tiere dieser Gattung auf den malayischen Inseln leben und etwa ein Dutzend in Java und Sumatra.

Maschinen, die die Reinigung von Milchflaschen besorgen, können in einer Stunde fast vierzigtausend Flaschen reinigen.

In Hollywood verdient sich eine Frau ihren Lebensunterhalt dadurch, daß sie jedesmal, wenn im Tonfilm ein furchtbarer Schrei nötig wird, zugezogen wird.

Eine wie große Zukunft die Kaninchenzucht hat, ergibt sich aus einigen Zahlen. England gibt in jedem Jahre mindestens vierzig Millionen an das Ausland, um felle zahmer Kaninchen zu kaufen, und etwa fünf Millionen für Kaninchenfleisch.

Von den Schülern der staatlichen Fliegerschule in Rußland sind zwanzig Prozent Frauen.

Ein Einwohner in München hat das Kunststück fertiggebracht, auf die beiden Seiten einer gewöhnlichen Postkarte zwei Gedichte und eine Geschichte mit zusammen 8100 Wörtern zu schreiben.

Gelahrte behaupten, daß mit jeder neuen Generation jetzt eine Vergrößerung der Ohren festzustellen und daß diese Erscheinung darauf zurückzuführen sei, daß das menschliche Ohr gezwungen werde, wesentlich mehr Geräusche aufzunehmen und daß die Natur deshalb den Menschen mit den geeigneten Hilfsmitteln ausrüste.

Der älteste Baum der Welt ist mutmaßlich die 45 Meter hohe Zumpfpresse auf dem Kirchhof von Santa Maria del Thull in Amerika. Ihr Alter wird auf 6000 Jahre geschätzt.

Weiteres.

Immer sparen! Ein Autofahrer hatte das Pech, einen ziemlich wohlbeleibten Herrn anzufahren. Hilfsbereit bemühte er sich um sein Opfer. „Konnten Sie denn nicht um mich rum fahren?“ brummelte der Dicke. — „Ne, tut mir leid, da hätte ich ja vorher frisch tanken müssen!“

Einleuchtender Grund. „Ist es wahr, daß ihr Seeleute in jedem Hafen eine andere Braut habt?“ — „O Gott bewahre — wir laufen doch gar nicht jeden Hafen an!“

Er weiß es nur noch nicht. Peter: „Reinen herzlichsten Glückwunsch, alter Junge. Heute ist der glücklichste Tag in deinem Leben!“ Paul: „Du irrst dich, ich heirate ja erst morgen.“ Peter: „Eben deshalb! In einem Jahr wirst du das selber einsehen.“

Der Höfliche. Sie: „Eben lese ich in der Zeitung, daß ein Mann mit seiner Frau zehn Jahre nicht gesprochen hat!“ Er: „Vermutlich wollte er sie nicht unterbrechen...“

Eingegangen. Der Chef fragt den Buchhalter: „Was ist eigentlich mit den restlichen 5000 Franken von Müller u. Co. geworden?“ — „Bereits eingegangen.“ — „Die ganze Summe?“ — „Rein, Müller u. Co.“

Schach-Ecke.

Alle Zukristen und Anfragen an Gen. Wenzel Scharoch, Wollschloß Nr. 65 bei Teplitz-Schönbau.

Allen Anfragen ist Retourmarke beizulegen.

Schachaufgabe Nr. 161.

Von Emil Böhm, Sobrusan.

Schwarz: Kd7; Df1; Tc7; Lb5; Sa8; Bg5 (6).



Weiß: Kb7; Dh5; La4; Sc8, e8; Bc7, d5 (7).
Matt in 2 Zügen!

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 158: e4-e5!

Richtige Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, Schmied Ferdinand, sämtliche aus Kwitkau Hyna Franz, Hyna Josef, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, sämtliche aus Hostomitz; Dinnebler Emil, Tetschen; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Halbig Johann, Bergesgrün; Wenzel Adolf und Helzel Josef, Arnsdorf bei Haida; Fritsch Anton und Hieke Josef, Markersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Rudek Peter, Brüx; Hahl Erwin, Nesteritz; Olbert Ernst, Domina; Seidel Karl, Tärmitz; Stehno Wenzel und Böhm Emil, Sobrusan; Mildorf Adolf und Dühner Max, Tschan; Tritsch Gustav, Wisterschan; Hilgarth Herrmann, Neu-Wistriz.

SCHACHSPARTE ZUKMANTEL.

Als Abschluß der Jubiläumsspiele wurde ein Blitzturnier veranstaltet, an welchem 18 Schachgenossen teilnahmen. Nach 5stündiger Spieldauer ging Gen. Webersinke, Sobrusan, als Sieger hervor. Nachstehend der Endstand:

1. Webersinke Anton, Sobrusan	14½ Punkte
2. Hyna Franz, Hostomitz	13½ ..
3. Scharoch Wenzel, Wisterschan	13 ..
4. Böhm Emil, Sobrusan	12½ ..
5. Pachmann Reinhold, Zukmantel	11 ..
6. Gahler Bernhard, Eichwald	10½ ..
7. Dick Anton, Zukmantel	10½ ..
8. Hilgarth Herrmann, Zukmantel	10 ..
9. Müller Max, Zukmantel	9½ ..
10. Denk Josef, Zukmantel	8½ ..
11. Stehno Wenzel, Sobrusan	8 ..
12. Webersinke Oswald, Zukmantel	7½ ..
13. Egerer Josef, Zukmantel	7½ ..
14. Rudolf Albrecht, Zukmantel	5½ ..
15. Zimmermann H., Eichwald	4½ ..
16. Steiner Otto, Eichwald	2½ ..
17. Mildorf Adolf, Zukmantel	2 ..
18. Webersinke Karl, Zukmantel	2 ..

Da sämtliche Spieler in einer Gruppe spielten, war die Ausdauer eines jeden Teilnehmers auf eine harte Probe gestellt, doch wurden fast alle Partien regelrecht ausgetragen. Leiter des Turniers war Gen. Patz, dem wohl auch die klaglose Durchführung zu danken ist.